

Zwei Seelsorger

Rundschreiben „Maximum illud“, das Werk des hl. Petrus liege ihm so am Herzen, daß er seine Verbreitung und Errichtung nicht bloß in jeder Diözese, sondern in allen Pfarreien der Welt wünsche. Pius XI. hat das Werk zu seiner heutigen Höhe emporgeführt und ihm durch das Motuproprio „Vix ad Summi“ Selbständigkeit verliehen. Nach dem ausgesprochenen Wunsch und Willen des Papstes sollte das Werk von nun an einzig der Propaganda unterstellt und vor allem der Klerus berufen sein, für den einheimischen Klerus zu beten und zu arbeiten. Unter diesem Gesichtspunkt habe ich in meinem ersten Rundschreiben an die Nationaldirektoren vor zwei Jahren die Formel geprägt: „Der Klerus für den Klerus“. Es sollte das Lösungswort sein für eine neue, kraftvolle, von hl. Eifer durchwehte organisatorische Tätigkeit. (Fortsetzung folgt)

Zwei Seelsorger

Von Anna Rahjer

Dunkle Tannenforste, ragende Eichenwälder umrauschen ein altes Städtchen im Westfalenlande. Ein Städtchen mit engen Straßen und verlorenen Winkeln. Mit ausgelaufenen, vertretenen Gassen, über die in heimlichen Nächten noch der eherne Nachhall großer versunkener Jahrhunderte geht. Mit trockenen, verträumten Brunnen, an denen in lauschenden Dämmerungen die Erinnerung im Traumgewande sitzt und spinnt . . . Mit vermorschenden Burgruinen, von Märgen umraunt, von Sagen umspinnen . . . Mit uralten Heiligtümern, wo in schweigenden Feierstunden noch die Gebete und Gesänge frommer Wallfahrer vor heiligen Mirakeln murmeln, wie das schwermütige Rauschen ferner Ströme . . .

Ein Lenzttag voll Sonne liegt über dem Städtchen. Straßen und Häuser sind festlich geschmückt, Fahnen flattern, Boller krachen, über der alten Kirche liegt ein Feierylanz, wie auf dem Antlitz einer Mutter, die ein geliebtes Kind erwartet, um ihm ein heiliges Erbe zu schenken.

Es ist Primiz.

Aus dem alten, hochgiebeligen Pfarrhause kommt der Festzug. Sechs Priester in Rochet und Stola, eine Reihe Chorknaben in festlichen Röckchen, die Vereine mit Fahnen und Abzeichen. In der Mitte des Zuges — der Neupriester, die Augen auf das Kreuz in seiner Hand gesenkt, auf der Stirn den Myrtenkranz. Nach ihm die betagten Eltern und Geschwister.

Tiefes Seelenglück im Auge, schreit der Primiziant durch die Menge der Gläubigen zum Altare, an seiner Seite das symbolische „Bräutchen“, ein „En-

gelchen“ mit dem brennenden Brautlicht.

Unbemerkt hat der Primiziant sekundenlang das Auge suchend zum letzten Pfeiler gewandt, wo ein junger Mann kniet, den Kopf in die Hände vergraben. Ein leiser Seufzer, ein Blick auf den Kreuzheiland in seiner Hand — und er ist wieder ganz gesammelt.

Eine erhebende Feier ist das Erstlingsopfer eines jungen Priesters. Die Krone und Vollendung jahrelangen Strebens, die Edel Frucht ungezählter, verschwiegener Opfer und Kämpfe. Die Edel Frucht, die jenen gegeben wird, die mit Paulus alles Irdische für nichts erachten, um der Seelen willen.

„Ehret und liebet eure Priester, die um euretwilligen an Opferaltären stehen,“ sprach der alte Pfarrer in der Feierrede, ergriffen von dem heiligen Ernst der Stunde, „an Opferaltären, auf denen nicht nur ein Gott sich hingibt für unser Heil, — auch ein Mensch, mit allem, was Leben und Natur an Freude und irdischem Glück bieten. Einsam steht er auf einsamen Höhen der Entsagenden. Und muß doch in Tälern der Sünde hinabsteigen, mit offenem Auge und Ohr für Schuld und Leidenschaft und Not, muß menschliches Irren und Verschulden verstehend in den Tiefen seiner Hirtenseele begraben, das seinen ganzen Widerwillen als Mensch und Priester herausfordert. Als Staubgeborene, durch göttliche Gnadenwahl und Gewalt aber zu übernatürlicher Macht und Würde erhoben, ringt sie in einem lebenslangen Verzicht auf des Lebens reinste Freuden in einsamen Opferstunden um eure Seelen, oft unverständlich und mißverstanden von denen,

für die er alles, — Jugend- und Erden-
glück — dahingab . . .

„Priesterherz, weit wie das All, —
hoch wie der Himmel, — rastlos wie das
Feuer, — glühend wie Apostelliebe, —
dürstend wie des Heilands Herz, — wer
kennt deine Mühen, dein Ringen, dein
Opfern, — deine Kampfesnöten, deine
Triumphesfreuden!“ schloß er mit den
idealbegeisterten Worten eines seelen-
dürstigen Paulusjüngers.

Ein Seufzer, weh und unbewußt, ging
bei den letzten Worten durch die laut-
los zuhörende Menge. Manche wand-
ten die Blicke zum letzten Pfeiler, wo
ein dunkler Jünglingskopf sich in jäher
Verwirrung in die Hände neigte. Die
Naheknenden sahen, wie Tränen durch
die verschlungenen Hände sickerten, und
ein Schluchzen die Brust des jungen
Mannes erschütterte.

Franz Helm hatte alles um sich her
vergessen gehabt. Die Worte des Pfar-
rers hatten ihn aus seiner armen Wirk-
lichkeit zurück ins Traumland seiner Ju-
gend geführt, auf die heiligen, gott-
nahen Höhen, wo die Gesalbten des
Herrn opfern. Ein unbewußter Seuf-
zer rief ihn ins Tal der Verbannten
zurück.

Auch des Pfarrers Blick schweifte mit-
leidig zum letzten Pfeiler. Er wußte, da
durchkämpfte eben ein junger Mensch,
einer seiner liebsten Söhne, die schwerste
Stunde seines Lebens. Wäre das Schick-
sal nicht so hart oder die Vorsehung nicht
so unergründlich gewesen, so feierten
heute zwei seiner geistlichen Söhne ihr
Erstlingsopfer.

Orgel und Gesang verstummten. Der
unendlich weihevollen Augenblick kam,
wo der große Gott auf das Wort seines
Neugesalbten vom Himmel stieg. Die
Stimme des jungen Priesters bebte, als
er die gewaltigen Worte sprach, vor de-
nen Himmel und Welt auf die Knie sin-
ken, die kein Engelmund aussprechen
kann, vor denen die Unterwelt erzittert.

Reine Priesterhände hoben den ver-
hüllten Gott empor zur Anbetung.

Weihevoller Stille! Man glaubte
den Pulschlag von Zeit und Ewigkeit
in geheimnisvoller Verschmelzung zu
spüren . . .

Verhaltenes Schluchzen geht durch das
Schweigen. Fast scheint es eine Überlast
des Glückes für zwei Elternherzen, die,
schon an den Ufern der Ewigkeit, dem
Himmel dieses kostbare Abendopfer brin-
gen dürfen, — ihr zehntes, letztes Kind.

Das Opfer ist vorbei. Die Angehö-
rigen und Freunde und dann die Ge-
meinde knien vor dem Neupriester. Sei-
ne Hände liegen segnend auf ihren
Hauptern.

Nun sind alle gesegnet. Aber der Pri-
miziant steht zögernd noch einige Augen-
blicke. Suchend gehen seine Augen zum
letzten Pfeiler. Und haften traurig an —
einem leeren Plaze.

Ein brausendes „Te deum“ — und
unter Glockenläuten und Orgelklingen
geht der Zug zum Elternhause des Pri-
mizianten. —

Es ist Nachmittag. Schon will die
Dämmerung sinken. Da klopft an einem
kleinen Häuschen am Stadende ein jun-
ger Mann. Niemand hört sein Klopfen.
Er wartet.

Franz Helm, der in düsterem Grübeln
drinnen am Fenster sitzt, will nichts se-
hen und hören von der Welt draußen.
Sie tut ihm weh, da sie ihn nicht ver-
steht.

„Warum blieb ich nicht daheim? Wa-
rum tat ich wieder einen Blick in das
Land das mir doch ewig verschlossen
bleibt?“ ging es in hoffnungslosem
Selbstquälen durch seinen Sinn. „Sö-
richt ist dein Weh, — ein ewiges, ödes
Harren an der See, — da doch kein
Überfahren . . .“ quälte ihn bereits am
Morgen ein grausames Dichterwort.

„Gott, warum riefest du mich in der
Frühe meines Lebens zu deinem Altare
und stiehest mich dann zurück? Den an-
dern gabst du den Kelch, mir das Op-
fer. An sechsunddreißig Altären stehen
sie heute, die mir einst Brüder waren.
Mich schicktest du in die Wüste.“

Ein Schluchzen stieg ihm aus der
Brust, aber keine befreiende Träne gab
dem gepreßten Herzen Erlösung. Zwei-
mal schon war die kleine, blinde Gerta,
sein Liebling, bei ihm gewesen, er hatte
es kaum gemerkt.

Nun klopfte es wieder, stärker. Die
Mutter steckte den Kopf herein. „Hier
ist Besuch, Franz, lieber Besuch!“

Nun muß er doch umschauen. Er wird
blaß, steht unsicher auf. In der Tür steht
— Hermann Ehner, der Primiziant.

„Ich komme schon so, Franz, wenn du
mich auch nicht haben willst.“ Lächelnd
reichte er dem Freunde die Hand und
und hielt sie mit warmen Drucke fest.

Franz wick seinem forschenden Blicke
aus. „Warum kommst du? Warum ent-
ziehst du dich heute den Deinen?“

Hermann wurde ernst. „Wenn du
wüßtest, Franz, wie ich heute um dich lei-
de, wie meine Seele viel mehr bei dir
ist, als bei meinen Nächsten, du fragtest
nicht.“

„Laß das,“ kam bitter zurück. „Was
kann alles helfen? Du bist am Ziele,
das ist gut. Ich bin es nicht. Warum
nicht, das weiß der, der es mir wehrte.“

„Armer Freund!“ dachte Hermann

wie am Morgen, sagte es aber nicht. Er wußte, Franz hatte alles offene Mitleid.

„Ja, der liebe Gott, dessen Wege nicht unsere Wege, dessen Gedanken nicht unsere Gedanken sind, er weiß, warum er Familien statt Priestersorgen auf deine Schultern legte. Das sind die Geheimnisse Gottes. Weiß du noch, Franz, wie du einstmal auf der Untersekunda den besten Aufsatz über „die göttliche Vorsehung“ machtest?“

„Das waren meine Theorien. Heute koste ich in ganzer Bitterkeit die Praxis. Was weiß ein König von Bettlerarmut? Und Könige waren wir damals. Das Leben mit seiner Wunderwelt voll Idealen lag vor uns. Heute weiß ich, wie weh dem Bettler der Hunger tut.“

„Franz, glaubst du, daß der liebe Gott die Bitte, die ein Neupriester beim ersten Opfer auf die Patene legt, erhören wird?“ frug er leise.

„Ich — weiß es nicht. Einstmal hätte ich es geglaubt. Wo sind meine Bitten, meine Gelöbnisse? Mein Herzblut hing daran.“

„Ob unserem Beten nicht — vielleicht — wohlmal der Glaube, der Berge versetzt, der Felsen ins Meer stürzt, fehlt, lieber Freund? Verzeih, daß ich es sage. Laß uns vertrauen und warten. Zu irgend einem Ziele führt dich Gott ganz gewiß einmal.“

„Und meine Mutter? Meine fünf unverorgten Geschwister? Unser kleines, blindes Sorgenkind?“

„Vielleicht liegt der Weinberg, in den der Himmel dich ruft, anderswo. Es gibt auch Seelsorger ohne Priesterkleid und Salbung. Der Seraph von Assisi, — kein Bischof salbte je seine Hände mit Chrisam und Öl, aber ein Höherer weihte sie mit Wunden und Blut. Wie ruhte der eucharistische Gott in seiner Hand, aber er machte sein Herz und sein ganzes Sein zu seinem lebendigen Abbild. Wo hätte je ein Gesalbter in solcher Vollendung das Bild des Gekreuzigten in sich verkörpert, als dieser Ungesalbte mit den Malen eines wunderbaren, geheimnisvollen Priestertums?“

Langsam war die schmerzliche Spannung von Franzens Gesicht gewichen. Ein weicher, weltverlorener Ausdruck trat in seine Augen. Er drückte dem Freunde krampfhaft die Hand. „Ich danke dir, Hermann. Hab Geduld mit mir heute. Auch der Herrgott wird es haben müssen. Er weiß allein . . .

„Ja er weiß es — und merkt es sich. Nun aber komm mit. Meine Eltern begreifen nicht, daß du heute fehlst.“

„Laß mich hier. Ich komme morgen,

wenn es still bei euch ist. Ich muß erst noch mit mir fertig werden.“

Hermann verstand ihn und ging.

Auch Franz Helm ging. Ging hinaus in die feierliche Andachtsstille des Waldes. Hier, fern von den Menschen, umweht vom Odem Gottes, hier weinte er die Sehnsucht und das heiße Heimweh seiner Seele aus.

Ein kleines Waldheiligtum stand einsam in der Bergesstille, träumend von Gottesfrieden und Himmelsheimweh. Hier, unter rauschenden Bäumen, umflüstert von einem murmelnden Bergquell, saß er lange.

Ein verkorrter Baum war neben ihm. Er mußte ihn sinnend anschauen. In erstem, drängenden Emporstreben mochte eine rauhe Hand oder ein wilder Sturm ihn geknickt haben. Aber er war nicht verkümmert. Mutvoll hatte er sich wieder aufgerichtet. Ob auch die verharshenden Wunden rauhe Narben in seine Rinde zeichneten, er hatte doch wieder zur Höhe gestrebt, ohne Neid auf die starken, himmelanstrebenden Eichen um ihn herum. Hatte gegrünt und neue Sprossen getrieben, wenn auch in Niedrigkeit und Verborgenheit.

Ein tiefes Atemholen ging Franz durch Herz und Seele. Dankbar schaute er zum Himmel, der sich blau und friedlich über dem Heiligtum des Waldes wölbte. Es war nicht zum erstenmal, daß Gott ihm durch die gütige Mutter Natur Balsam in die wunde Seele gießen ließ.

Als er heimkam, lag wieder die gewohnte Ruhe, die heute einen so schweren Stoß erlitten hatte, auf seinen Zügen.

Am andern Morgen, als Hermann Ehner in die Sakristei kam, fand er schon einen Mehdiener. Er staunte, traute seinen Augen nicht. Und reichte ihm in wortloser Freude die Hand:

„Franz!“

Die Jahre kommen und gehen. Hermann Ehner wirkt als Kurat in einer der entlegensten Diasporagemeinden des Bistums. Es ist ein harter, steiniger Boden, den er bebaut. Der Tag, da er in diesem öden Lande sein erstes Zelt aufgeschlagen hatte, war ein Tag tiefster Mutlosigkeit gewesen. Keine Schule, keine Kirche, nicht einmal ein Betstuhl. Und die Glaubenskälte, die Seelenarmut, die unsagbare Gleichgültigkeit, die ihm bei den meisten der stundenweit im Umkreis verstreuten Katholiken begegnete, fielen wie Wermut in seine Apostelträume. Zu lange war diese in alle Winde zerstreute Herde ohne Hirten, ohne Opfer, ohne Sakrament, ohne Tabernakel gewesen.

Da hatte dem jungen, in erster Begeisterung glühenden Priester aller Mut entfallen wollen. Aber nur eine kurze Zeit. Dann war ein Funke Paulusliebe in sein Herz gefallen. Im Vertrauen auf die Hilfe Gottes und der Glaubensbrüder in der fernen Heimat hatte er die Hand an den Pflug gelegt, hatte die ersten tiefen Furchen ins harte Erdreich gezogen, und den ersten Samen hineingestreut. Und der Himmel gab das Gedeihen.

Unterdes sammelte der Freund in der Heimat eine Hilfsarmee und sandte Bausteine um Bausteine ins ferne Diasporaland. Eine neue Welt ging dem jungen, ernststen Manne auf. Zum Verwundern seiner Bekannten trat er ganz aus seiner Abgeschlossenheit hervor. Er suchte Fühlung mit der Jugend, er wurde die anregende, leitende Kraft aller idealen Bestrebungen. In jeder frohen Geselligkeit, wo es in Ehren zuing, war er unentbehrlicher Gast. Wußte aber in feiner, unaufdringlicher Weise immer wieder hinzulenken auf das große Kulturwerk, dem einer der Ihren sein Leben und seine ganze Kraft weihte. Und so kam es, daß nach und nach das ganze Städtchen mehr oder weniger zum Helfer und Handlanger des jungen Pioniers im Sachsenlande wurde.

„Nun bist du ja doch ein Seelsorger geworden,“ neckte der alte Pfarrer bei Gelegenheit seinen guten Franz. „Es fehlt nur noch Tonsur und Schwarzrock. Aber ich glaube, auch die fehlen nicht. Wir sehen sie nur nicht.“

Dann lächelte Franz Helm merkwürdig von innen heraus. Und ein tiefes, ernstes Glück begann in seiner Seele aufzugehen, wie eine stille Blume, die doppelt schön ist, weil sie sich aus Trümmern zum Lichte rang.

So gehen die Jahre ihren wechselreichen Gang. Franz ist zum ersten Prokuristen seiner Firma aufgestiegen. Herr Gebhardt, sein Chef, schätzt ihn nicht nur ungemein als tüchtigen Geschäftsmann; er liebt ihn wie seinen Sohn, insonderheit ihm selbst ein solcher versagt blieb. „Er ist meine rechte Hand und — mein halbes Herz,“ sagte er eines Tages in einer vertrauten Stunde zu seinem Studienfreunde, dem alten Pfarrer. Und dann folgte eine längere, intime Unterredung, über die beide einstweilen tiefes Schweigen wahrten . . .

Franzens Geschwister waren nun alle versorgt, dank der wahrhaft väterlichen Fürsorge des Bruders. Nur noch die blinde Gerta lebte mit ihm und der Mutter im kleinen Häuschen. Alle, die sie kannten, verehrten die „kleine Hei-

lige,“ die wie ein Veilchen unter der Dornenhecke blühte. Sie war ein Kind der Gnade, das lächelnd ein Kreuz umfaßte, das manchen zu Boden gedrückt haben würde.

„O du, Franzbruder, bedauern willst du mich?“ sagte sie einmal in einem Dämmerplauderstündchen. „Ich hab's doch garnicht dunkel. Immer hab ich Licht, immer sehe, fühle ich eine Sonne. Vielleicht daß die mir dunkel würden, wenn ich eure Sonne nicht hätte! Wenn ich auch die Blumen der Erde nicht sehe, immer träume ich von den Wunderblumen auf der Himmelsau, die nie welken. Bald,“ — die großen Augen blickten unendlich sehrend in unsichtbare Fernen, — „bald werde ich sie sehen, mein Engel hat es mir gesagt . . .“

Mutter und Bruder sagten nichts. Der Hauch von einem lieblichen Geheimnis umwehte sie. Auch in dieser Stunde erkannte Franz wieder, warum Gott ihm Kelch und Altar gewehrt hatte, als er so sehrend danach griff. Was wäre wohl aus diesem kleinen, blinden Engel geworden — ?

Als im Lenz die Sonne am hellsten ins kleine Stübchen der Blinden grüßte, als die Schneeglöckchen und Veilchen blühten, da nahm der Himmelsvater die Binde von den Augen der kleinen Dulderin und ließ ihren entzückten Augen die ewige Sonne in den himmlischen Blumengärten aufgehen. Auf ewig blühenden Auen wurde die kleine blinde Heilige die Gefährtin der Engel.

„Eine Passionsblume zu Füßen des Kreuzes, das war ihr Erdenleben. Eine Lilie am Throne des Lammes, das ist nun ihr Himmelsleben,“ sagte der Pfarrer, als er kam, die beiden traurigen Menschen zu trösten. Frau Helm konnte die Heimgegangene, die ihr Schmerzenskind und darum ihr Lieblingskind gewesen war, nicht vergessen. Als der November das Laub von den Bäumen segte, und die Blumen starben, da ging sie ihr nach.

Nun war Franz allein. Er litt unsagbar unter dem Heimweh nach den beiden Menschen, die ein Teil seines Lebens gewesen waren. Aber er war ja jetzt kein Neuling mehr im Überwinden. Er fühlte es klar, Gott hatte ihn frei machen wollen für seine Sache. Er wurde mehr noch als bisher der Stützpunkt für das große Werk, das der ferne Freund zu immer reicherer Entwicklung führte.

Die Angestellten der Firma standen samt und sonders unter seinem veredelnden Einfluß. Mancher, der als Zweifler, Glaubenskälter, moralisch Versinkender kam, fand, bezwungen von der Macht

seines Beispiels, Glauben und Tugend wieder. Er wußte ein Leben nach den Grundsätzen des Glaubens und der Sitten so recht freundlich und liebenswert zu machen, weil Freude und herzerquickender Frohsinn auch in seinem Leben einen breiten Platz einnehmen. —

Eines Tages ließ sein Chef ihn zu außergewöhnlicher Stunde rufen. Lange dauerte die Unterredung. Großzügig waren die Pläne, die Gebhardt seinem Vertrauten darlegte. Helm unterbrach ihn mit keinem Worte.

Der natürliche Mensch in ihm drängte zu einem lauten „Ja“. Aber die Seele, die aus der Aternatur geborene Seele, die ein heiliges Erbeil weltferner Höhen trotz Opfer und Verzicht immer noch in reinen Händen trug, beherrschte verklärend alles Wünschen und Begehren und Sehnen seines Herzens. Ein großer Schmerz nur war es für ihn, dem väterlichen Gönner weh tun zu müssen. Er stand auf und nahm Gerhards Hand. „Würden sie einen Soldaten achten können, Herr Gebhardt, der, von einem



Eingeborene Fußballmannschaft in Mariannhill

„Als mein Teilhaber werden sie die Firma zu immer größerer Blüte führen. Und als — mein Schwiegersohn, — verzeihen sie meinem Freimut, aber Sie würden wohl nie diesen Schritt getan haben, der — vielleicht — ihrem Herzen nahe liegt, — als der Gatte meiner Tochter würden Sie ein Ideal verwirklichen können, das, ich darf es sagen, wohl der ganzen Stadt zum Vorbild wäre. Nun sagen sie offen, was sie denken.“

Franz Helm schwieg lange und schwer. Da erschloß sich ihm ein Zukunftsbild, wie es sich reicher und lockender nicht manchem bietet. Er, der Sohn aus ganz geringem Hause, der Teilhaber und nachmalige Erbe dieses angesehenen Hauses, der Gatte der lieblichen, vielbegehrten Maria Gebhardt —?

großen König erwählt und berufen, fahnenflüchtig würde um äußerer Vorteile willen?“

„Das könnte ich nicht. Aber . . .“
„Nun, mich rief schon in der Jugend ein großer Feldherr. Nicht zum Führer, nicht zum Offizier, wie kühne Jünglingsträume es ersehnten,“ — er lächelte im Erinnern. „Aber er braucht ja auch Vorposten, Hilfskräfte für Etappen. Lassen Sie es mich bleiben. Ich möchte sonst den Ruf überhören, der mich doch einmal in des Königs Nähe ruft. Ihr großes Vertrauen soll mir ein neuer Ansporn sein, mir auch das ganze Vertrauen eines Großen zu erwerben, der über uns allen steht. Verzeihen sie mir!“

Gebhardt blieb erst stumm. Er hatte eine geheime Sorge gehabt, da er Helms Jugendträume kannte. Um seiner und

seines Kindes willen hatte er den Schritt gewagt. Auch Marias Ideal hatte ja einst auf hohen Bergen gelegen, fern ab von dem, was er mit ihr erstrebte. Es war ein stiller Kummer gewesen, da sie das letzte Reis war am alten Stamme. Seit Franz Helm mit der Firma und dem Hause Gebhardt immer mehr verwachsen war, war Maria sehr still geworden, hatte nie mehr von ihrer einstigen Sehnsucht gesprochen. Und nun . . . ?

Nach einer Weile stand der alte Herr auf. Es schien, als wäre er in kurzen Augenblicken merkwürdig müde geworden. Unsicher hielt er sich an der Lehne seines Sessels, und seine Stimme klang ungewollt rau:

„Ich kann ihnen nicht zürnen, mein Freund. Nur Gott weiß, was ich in dieser Stunde an Hoffnungen begrabe. Ich und mein Kind. Es ist wahr, daß das, was Gott gehört, Gottes bleiben soll. Sie stehen mir nun noch höher, — unerreichbar hoch. — Bleiben sie der Freund eines alten Mannes, dem Sie lieber waren als ein Sohn. — Und nun, glaube ich, muß ich allein sein.“

Ein Händedruck, der ein Doppelgeschick bekräftigte — und Franz Helm ging. Auch er mußte allein sein nach dieser Stunde. Wieder hatte er an einem Scheideweg gestanden. Frei, ohne Zwang hatte er den Weg gewählt, der ihn abseits führte von den Glückswegen der Menge, fernab in die wenig betretenen Einsamkeiten, wo still und keusch die weiße Blume blüht, wo die Seele allein ist mit ihrem Gott.

Nach einigen Tagen hörte er, daß Maria Gebhardt mit ihrer Sante, die ihre zweite Mutter war eine lange Reise zum Süden angetreten habe . . .

Nach einiger Zeit nahm auch er Urlaub. Es zog ihn zum Freunde im Sachsenlande.

In einer stillen Stunde vertraute er ihm sein letztes Erlebnis an. Hermann glaubte einige Bedenken äußern zu müssen, die ihm aber in Wirklichkeit nicht tief gingen.

Franz schüttelte den Kopf. „Dem Wünschen und Wollen nach bin ich Priester. Wenn ich auch nicht auf den Höhen eures heiligen Berges wohnen darf, so will ich wenigstens zu seinen Füßen weilen. Wenn auch kein Platz war für mich in den heiligen Gezelten des Herrn, so bin ich auch glücklich in seinen Vorhöfen. Ich weiß, du verstehst mich.“

„Ob ich dich versteh! Wäre ich doch selbst der Leidtragende, würdest du mir fahnenflüchtig,“ entgegnete lächelnd der Priester. „Daß der liebe Gott ein schö-

nes, wenn auch armes Kirchlein bei uns hat, — daß katholische Kinder in einer katholischen Schule von einem katholischen Lehrer unterrichtet werden, — daß seit einem Jahr gar zwei Krankenschwestern für die Armen und Kranken sorgen, — wieviel dieser ungeahnten Erfolge verdanke ich dir?“

Franz schüttelte den Kopf. „Was tat ich denn? Ich habe Allen Alles werden wollen. Aber Wenigen bin ich nur Weniges gewesen. Wenn ich wenigstens erleben dürfte, daß nur eine einzige Seele durch mich, — ich meine nächst der Gnade Gottes — durch mich gerettet würde, so wüßte ich, daß Gott mich nicht umsonst so viel opfern ließ.“

Kaplan Ehnert blieb eine Weile ganz still. Er schien tief nachzudenken. Dann wandte er sich Franz wieder zu.

„Da fällt mir ein, ich habe da einen Schwerkranken im großen Augustahospital. Ein Sorgenkind. Er wird die Nacht nicht überleben. Er will von Priester und Sakrament nichts wissen, gerät in Wut, wenn ich nur in der Tür erscheine. Gestern hat er zu der pflegenden Diakonissin geäußert, sie verkürze ihm das Leben, wenn sie noch einmal solch ein Widerwärtiges Schwarzes Gespenst zu ihm lasse. Diese verd . . . Pfaffen, die sich über das Geld, das der Allgemeinheit nützen könnte, einen faulen Tag machten, die die Seelen der Einsältigen fingen, um sie zu versklaven und nachher ihre Dummheit belachten, er möchte sie alle vergiften. Sie solle ihm einen einzigen Mann bringen, der ohne solch miserabele Beweggründe so handelte wie diese Schwarzröcke, dann wolle er sich besiegt geben. Ich bin überzeugt, der Mann ist nur von seinen Kumpanen aufgehekt. Er glaubte selbst nicht mehr, was er sagt, aber er will es nicht eingestehen, darf auch wohl keinen Priester an seinem Bette dulden. Die Genossen üben einen grausamen Druck aus auf solche, die schachmatt liegen. Die Schwester hat ihn, als er mich einmal mit gemeinsten Schimpfworten hinausgewiesen hatte, nachher — in Tränen gefunden. — Franz, geh du unter irgend einem Vorwand hin. Mein Herz sagt mir, daß die Vorsehung dich gerade jetzt hierher geführt hat. Ich habe eine große Unruhe. Geh hin!“

„Was soll ich als Grund sagen?“

„Gebrauche eine unschuldige List. Tu, als ob du dich in der Zimmernummer geirrt hättest.“

Franz sprang auf. Aus seinen Augen sprang ein Funke Aposteleifer. „Ich gehe sofort. Du wirst ja unterdessen auch nicht müßig sein.“

„Nein, nein. Ich muß ohnehin noch zur Kapelle hinüber.“

Es war nicht nötig für Franz, bei dem Sorgenkind seines Freundes mit List vorzugehen. Der Mann lag da wie einer, über dem der kalte Odem des grausen Schnitters Tod vernichtend weht. Franz bat die Pflegerin, ihn mit dem Kranken allein zu lassen. Als der Mann sprechen hörte, sah er auf, aus Augen, in denen unheimlich die Angst stand, das Entsetzen vor nahem Furchtbarem.

„Ich dachte, — es wäre schon wieder — der Schwarze!“ stieß er heraus. „Was wollen sie, Mann?“

„Ich besuche gern Kranke. Und da ich hörte, daß hier ein Schwerkranker läge, bin ich einmal hereingekommen.“

Franz merkte, der Arme ging der Auflösung entgegen. Da tat unerbitterliche Wahrheit not, Er sah, daß dem Manne vor Schwäche die Augen zufielen und daß ein feiner Schweiß auf seine Stirne trat.

„Sie sind aber sehr krank, mein Freund,“ sagte er ernst. Sind sie denn auf alles gefaßt? Es ist doch hier ein Priester, nicht wahr?“

Da flammte es düster auf in den schwarzen Augen, aber nur einen Augenblick. „Der — der wird so wenig taugen — wie ich. Ich hab's ihm heimgeleuchtet — und wie? Der glaubt ja selbst nichts davon, — was er sagt. Der Kurad — und der Loms — und der Farren, — die wissen! Nur weil sie 'n — faules Leben davon haben — und Geld dafür kriegen — tun sie so scheinheilig. Alles Geschäft, alles, alles!“

„Und warum sollte ich wohl das alles glauben und in die Kirche gehen und zu den Sakramenten? Ich werde nicht dafür bezahlt.“

„Sie — glauben das? Haben gewiß ein Geschäft — mit frommer Kundschaft? Da müssen sie dann schon scheinheilig tun. Das bringt was ein.“

„Armer Mann, sie glauben selbst nicht, was sie sagen. Nein, ich bin ganz frei. Aber die Religion, der Glaube an einen Gott und einen Himmel — und, — er hob die Stimme mit Nachdruck — an eine Hölle stehen so fest bei mir wie die Welt, die sie sehen.“

„An — eine Hölle? Auch an — einen Teufel glauben sie?“

„Auch an einen Teufel!“ sprach Franz leise, aber mit tödlichem Ernst.

„Dann wird er mich holen!“ rief der Kranke mit schrecklicher Stimme. „Er wird mich holen!“ — Meine Mutter hat es schon immer gesagt, — daß er mich mal holen würde. Mutter, Mutter, — der Teufel — da ist er!“

Es war die Schwester, die hereinkam.

Sie erschraf vor dem Aussehen des Kranken.

„Ihre Mutter ist sicher schon tot,“ sprach Franz Helm beruhigend. Aber ich will ihnen helfen, wenn sie nur wollen. Sie glauben ja doch an Gott. Sie haben nur Angst vor ihm und vor seinem Priester. Das dürfen sie nicht. Ihre Freunde können ihnen ja doch jetzt nicht helfen.“

„Ja — Angst!“ Er griff nach Helms Hand und ließ sie nicht mehr los. Die düsteren Augen blickten schreckensstarr in ein furchtbares Unsichtbares.

Franz gab der Pflegerin leise einen Auftrag. Er sah, er mußte alles auf eine Karte setzen. Aber dieser Seele schwebte ein furchtbares Geschick.

„Warum helfen sie mir nicht?“ stöhnte der Kranke. „Da — da ist er! — Gerade so schwarz — wie meine Seele! — Ich will nicht in die — Hölle! Oh!“

„Sie sollen in den Himmel! Der liebe Gott ist gut. Sie müssen es nur glauben. Der Schächer am Kreuze tat mehr Sünden als Sie und ging mit dem Heiland zum Paradiese. Der Priester Gottes wird Ihnen die Pforten des Himmels öffnen.“

„Ich hab ihn weggejagt. — Er kommt nicht wieder . . .“

In diesem Augenblick kam ein Stöhnen aus seiner Brust und dann brach ein Strom von Tränen aus den Augen des Sterbenden. Und in diesem Augenblick klang ein feines Glöckchen durch die Stille. Franz ging hinaus.

Der Priester war allein mit dem Sterbenden.

Eine lange, hange Stunde verrann. Da ging die Tür leise auf. Kaplan Ehner winkte. In seinem bleichen Gesicht waren die Spuren vergossener Tränen. Wortlos, erschüttert zeigte er — auf einen friedlich liegenden Toten.

Franz trat herein und sank, bis in die tiefste Seele ergriffen, am Totenlager nieder. Eine Weile verharrten die Freunde im stillen Beten. Dann stand der Priester auf. „Er wird einen gnädigen Richter gefunden haben. Er war nicht, wie er schien. — Ein armer Verführter. Friede seiner Seele!“

Am andern Morgen sahen die Andächtigen zwei Seelsorger am Altar. Der eine im Kleide des Opferpriesters las für die Seele des letzten Verstorbenen der Gemeinde das heilige Opfer, der andere im Laienkleide ging ihm als Ministrant zur Hand.

Franz kniete nachher in langem Dankgebete auf der letzten Bank. Der Kaplan hörte noch einige Beichten. Als er aufstand und sich zur Dankagung niederknien wollte, hörte er einen merkwürdigen Laut. Er sah betroffen zu dem Freunde hin. Sah ihn wanken — und

langsam zusammensinken. Eben fing er ihn noch in seinen Armen auf. Franz hatte einen Herzfehler, ging es ihm wie ein Blitz durch den Sinn, und er hatte noch am Vortage von einem möglichen unversehenen Sterben gesprochen, aber wohl ohne selbst im Ernst an eine so baldige Möglichkeit zu denken. Ein Schmerz durchbrauste ihn in den jähen Sekunden, daß ihm schwindelte. Aber es galt, stark und besonnen sein. Er wollte zur Sakristei, das heilige Öl zu holen, da sah er die Schatten jähen Verfallens über Wangen und Mund ziehen, wie die herbstliche Nacht über eben noch sonniges Land.

Er flüsterte ihm Stoßseufzer, Liebesakte zu, und dann mußte er ihn doch aus den Armen gleiten lassen, um das Nötige für die letzten Tröstungen zu holen. Die Wegzehrung hatte er ja soeben unbewußt am Altare genossen.

Ihm kam garnicht in den Sinn, nach Menschen zu rufen. Zu groß lag über ihnen beiden: Gott und die Ewigkeit. Ihm war, als fielen die Tore der Zeit hinter ihnen langsam zu, als verschwammen ihre letzten Laute in nebelhafter Ferne. Und als stünden die Pforten der Welt schon weit offen — und warteten — warteten. Er flehte bang um ein paar Minuten . . .

Als er zu Franz zurückkam, schlug er halb die Augen auf. Aber sein Gesicht ging ein mattes Lächeln, das ihm das Herz zerriß, als wenn eine sterbende Sonne zum letztenmale die Erde grüßt, die sie lieb hatte.

„Hermann . . . das ewige Licht! . . . O Jesus . . . Je — sus!“

Ein tiefer Atemzug — über das Gesicht zog eine fahle Blässe — der Körper streckte sich in seinen Armen.

Franz Helm war bei Gott.

Das Heimweh seiner Seele war gestillt. Er war daheim an ewigen Altären.

Hermann zwang mit Übermacht seinen Schmerz nieder, der sein Inneres durchtobte und ihm bis zum Halse erstickend saß, als er ihm die Segnungen der Kirche bis zum letzten spendete. Bis durch die ewigen Pforten geleitete seine priesterliche Hand den Freund.

Dann hob er ihn mit äußerster Kraft auf die Arme, trug ihn bis zum Altare und ließ ihn dort auf die Stufen gleiten.

„Hier ist dein Platz,“ flüsterte er mit zuckendem Munde. „Warst ja auch ein Priester. — Hast geopfert ein Leben lang. — Dein Herzblut trugst im Kelche. —

Hast ihn wohl zu lieb gehabt, Heiland, darum nimmst du ihn für dich!“

Regungslos hielt er den toten Freund in den Armen und schaute ihm unverwandt ins weiße Gesicht, in dem jegliche Sehnsucht stille geworden war in einer unendlichen Erfüllung.

Sie und da tropfte über sein eigenes eine schwere Träne und stieß ein Würgen in seiner Brust hoch. Aber ihm glomm lautlos das ewige Licht, wie eine erdvergeffene, gottgestillte Anbetung zwischen Erd und Himmel.

Als seine Schwester durch die Sakristeitreue schaute, besorgt um sein langes Ausbleiben, da schrak er zusammen, strich mit der Hand über die Stirn, um sich zurechtfinden und winkte ihr wortlos zu, Hilfe zu holen.

Das junge Mädchen schrie und stürzte fort. Eine Stunde später lag Franz Helm im Arbeitszimmer des Kaplans aufgebahrt. Hermann hatte es so gewollt. Solange irgend möglich, wollte er den Freund noch bei sich haben. So manches hatte er ihm noch anzuvertrauen für sein neues Amt, das der Heimgegangene, das wußte er unzweifelhaft, am Altare der Ewigkeit übernommen hatte. Dort, wo jegliches Erdensehnen sich erfüllt, würde der ewige Bischof der Seelen ihm die Weihe eines ewigen Priestertums geben. Und tatkräftiger und unbegrenzt und ungehemmt von zeitlichen Schwierigkeiten würde er nun der Mitseelsorger seiner Schäflein sein.

Nach drei Tagen überführte er die sterbliche Hülle des Freundes in die Heimat. Da hörte er, daß Maria Gebhardt überraschend bald von ihrer Reise heimgekommen sei, ohne daß sie vom Heimgegangenen gewußt hätte. An dem Tage, an dem dieser unter der Trauer des ganzen Städtchens beigesetzt wurde, verschrüb sich Maria mit ihrem ganzen spätern Erbe der Wohlfahrt der Armen und besonders der Fürsorge für die gefährdeten Glaubensbrüder in den fernen ärmsten Weinbergen des Herrn. Der Tod des Jugendfreundes, den sie mehr verehrt und bewundert, als auf natürliche Weise geliebt hatte, hatte sie sehr erschütteret. Sie wolle sein Erbe übernehmen, sagte der Pfarrer zu Kaplan Ehner beim Abschied.

„Also Seelsorger noch nach dem Tode!“ Durch Hermanns Seele ging ein dankbares Anbeten der göttlichen Lebensleitung. „Meine Wege sind nicht eure Wege und meine Gedanken nicht eure Gedanken . . .!“

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Großslattengrün, Opf.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben